

# Es geht alles vorüber, auch der Krieg geht vorbei noch lebt unser Führer, aber bald sind wir frei.

VON KURT PIEHL

KURT PIEHL ist im Dortmunder Norden aufgewachsen und schloß sich als 14jähriger den Edelweißpiraten an, in Dortmund auch „Latscher“ genannt. Dies waren Gruppen von Arbeiterjugendlichen in verschiedenen Großstädten, die sich gegen die Hitlerjugend zur Wehr setzten und in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs gegen die Nazis Widerstand leisteten. Bis heute werden sie als „kriminelle Banden“ in den Akten der Justiz geführt,

Kurt Piehl ist dem Tod durch die Gestapo bei Kriegsende nur knapp entronnen. Nach dem Krieg arbeitete er als Eisenflechter in einer Baufirma in der Nähe von Dortmund, wurde Betriebsratsvorsitzender und Ortsvorsitzender der IG Bau-Steine»-Erden in Bergkamen-Oberaden, Seit der Pleite der Baufirma 1982 ist er arbeitslos.



Kurt Piehl als Edelweißpirat

Inzwischen war das Tier nicht nur tot, sondern auch seziiert, amputiert und obduziert.

„Aber hat er noch Knochen für gute Briehe zu kochen“, sagte die alte Frau in ihrem drolligen Deutsch. Sie mochte den Mann nicht besonders.

Die anderen Nachbarn ließen sich auch nicht lumpen und brachten so viel Lebensmittel und Essensreste heran, wie sie gerade noch entbehren konnten. Lops und ich schlangen alles gierig in uns hinein. Damit legten wir den Grundstein für eine wochenlange Übelkeit mit Durchfall und Erbrechen. Das konnte unsere euphorische Stimmung aber nicht trüben.

Wir wußten nämlich schon lange: „Durchfall ist der Preis der Freiheit.“

Schließlich waren wir erfahrene Edelweißpiraten und kamen nicht zum ersten Mal aus einem Hungergefängnis.

In den folgenden Wochen gab es keine schweren Bombenangriffe mehr. Stattdessen kreisten täglich Jabos (Jagdbomber gleich Tiefflieger) über der Stadt und ruinierten die Nerven der Überlebenden. Die meisten Piloten griffen nur Ziele außerhalb der Wohnviertel an, aber manche schossen auf alles, was sich be-

wegte. Anfang April begann der Artilleriebeschuß - allerdings nur auf bestimmte Stellen.

Ich wurde nach wie vor von der alten Frau Broszinski verwöhnt. „Wenn ich, dem Willichen geb, muß ich dich auch geben“, sagte sie einmal zu mir.

Willichen war mein Freund Willi und ihr Enkel. Er hatte im Januar mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus gelegen. Dadurch war er der Verhaftung durch die Gestapo entgangen.

Im Februar hatte die Frau noch einen untergetauchten Franzosen aufgenommen, den sie Kurt nannte. Er hieß eigentlich Valentin, und das hörte sich an wie Valangtäng. Weil sie das nicht aussprechen konnte, hatte sie ihm einfach meinen Namen verpaßt. Mich hatte sie da schon auf die Verlustliste gesetzt.

„Wenn sie einem Kurt holen, wird anderer dafür kommen missen“, erläuterte sie mir später.

Zwei Edelweißpiraten, die zu Endsiegzwecken Soldat geworden waren, hatten Ende März die Nase voll und desertierten. Aus Sicherheitsgründen wohnten sie aber nicht zu Hause. In Gemeinschaftsarbeit richteten wir in der Ruine des Josefinenstifts einen

Kellerraum her, in dem unsere Freunde dann kampierten. Wir leisteten ihnen oft Gesellschaft.

Am Mittwoch, dem 11. April, kamen wir spät abends aus der Stiftsruine. Die vorher so menschenleere Bornstraße war jetzt verstopft mit Fuhrwerken der deutschen Wehrmacht. Die geschlagene Armee rückte ab. Was sich hier abspielte, war aber keine panische Flucht, sondern geduldiges Warten. Die Landser waren genauso ruhig und gelassen

Der Grund für diese Unbeweglichkeit war der Artilleriebeschuß. Auf dem Platz nördlich der Reinoldikirche mit dem sinnigen Namen „Friedhof“ schlugen in Abständen von zwölf Minuten je sechs Granaten ein; Die Geschosse hatten leichte Aufschlagzündler. Darum gab es auch keine tiefen Granattrichter, aber eine flache Streuung der tödlichen Stahlsplitters. Die flüchtenden Landser vertrauten der Pünktlichkeit der ame-

rikanischen Kanoniere. Nach jeder Salve passierten drei Gespanne das Zielgebiet. Nach meiner Kenntnis ist hier niemand zu Schaden gekommen.

Donnerstag, der 12. April, war der ereignisreichste Tag vor dem Einmarsch der Amerikaner. Morgens schickte mich meine Mutter zum Wasserholen viel zu früh für meinen Geschmack. Die nächste Wasserzapfstelle war bei der Zeche Kaiserstuhl I, und das war ein Weg von etwa drei Kilometern. Ich bewaffnete mich mit zwei Eimern und zog los.

Entlang der Zechenmauer bewegte sich die Schlange der Wartenden nur träge vorwärts. Der Kopf der Schlange war da, wo der Hydrant aus der Mauer kam. Die Schwanzende bildete ich jedenfalls vorläufig. Während des Wartens wurden hier allerlei Tauschgeschäfte abgewickelt. Ein Mann verhökerte z.B. eine Zinkbadewanne gegen ein Paar getragene Kinderschuhe. Nach und nach kamen auch Freunde von mir - insgesamt drei Mann. Später kam noch einer. Der hatte aber keine Eimer, sondern einen alten Schulranzen bei sich.

„Unten am Konsum sind se Schore am verteil'n“, berichtete er aufgeregt. „Da ham se Wurst un' Reisch un' auch noch andere Klamotten. Und alles für lau.“

Mit Konsum war das GEG Haus gemeint. Das stand im nördlichsten Teil der Bornstraße.

„Und warum haste dir da nix un-ern Nagel gerissen?“ fragte ich.

„Keine Traute“, war die Antwort. „Die Jankes (Amerikaner, vgl. Yankees) sind da wie besengt am rumbal-ern. Immer auf Hoesch und'n Evinger Bahnhof.“

Wir Wasserholer vertrauten ihm unsere Eimer an, und ich ließ mir seinen Ranzen. Wir versprachen ihm auch einen Anteil von der erhofften Beute. Dann machten wir uns auf den Weg. Schore war der Sammelbegriff für begehrten Güter. Dafür konnte man schon mal was riskieren.

## Granateinschläge

desto ungemütlicher wurde die Situation. Die Granateinschläge hörten sich verdammt nah an - immer rechts von uns; östlich der Bornstraße. Trotzdem gingen wir weiter. Wir erreichten das GEG-Haus und fanden es verlassen vor. Hier gab es weder Schore, noch jemand, der sie verteilte. Anscheinend waren wir umsonst gekommen.

Südlich des Hauses verliefen die Gleise einer Werkbahn quer über die



Edelweißpiraten unterwegs

AM 12. März gab es den letzten Bombenangriff auf Dortmund - den letzten und schwersten. Die Verluste wurden nicht mehr bekanntgegeben. Insgeheim sprach man von 12.000 Toten. Aber da hatte man bestimmt Ausländer, Soldaten und andere Gruppen mitgezählt, die nicht dazugehörten. Sonst wurden nämlich nur die Verluste der deutschen Zivilbevölkerung gemeldet.

Der Lübecker Hof, in dem ich und andere Edelweißpiraten gerade einsaßen, hatte einen Volltreffer gekriegt. Danach war der Ostflügel weg und 56 Gefangene tot - zwei davon waren Freunde von mir gewesen.

In der Woche davor war der Direktor in meine Zelle gekommen. „Dein Kopf ist futsch, Junge“, hatte er gesagt. „Damit mußt du dich abfinden.“

Das war aber nichts Neueis. I Gestapo-Buschmann hatte schon in der Steinwache erklärt:

„Wer sich an einem Beamten der Staatspolizei vergreift, hat das Recht verwirkt weiterzuleben.“ Buschmann war ein alter Lieblingsfeind von mir.

Am Tag meiner Verhaftung, am 21. Januar 1945, war ich 17 Jahre und 15 Tage alt: Ich wehrte mich erbittert. Ein Gestapomann griff zur Pistole und ich zum Dolch. Ich war schneller. Erst fünf Jahre später erfuhr ich, daß der Verletzte überlebt hatte.

Am Dienstag, dem 13. März, begann die Entlassung aller Jugendlichen. Der Direktor machte das auf eigene Verantwortung - ohne richterlichen Beschluß. Er wollte keine „toten Bengels“ da rumliegen haben, wurde erzählt. Ich kam mit zwei Freunden am folgenden Montag raus. Das war am 19. März.

Vom „Lübecker“ aus gingen wir über die Weissenburger Straße. Die war zur alpinen Landschaft geworden. Ein schmaler Trampelpfad führte über Trümmerberge und durch die Abgründe der Bombenkrazer. Trotz der mörderischen Zerstörung waren wir ausgesprochen fröhlich. Das hing mit unserem unerwarteten Überleben zusammen.

## Dortmunder Norden

Die Kreuzung Brunnenstraße-/Halsteinerstraße stand unter Wasser. Das passierte öfter. Nach jedem Bombenangriff fiel der Strom aus - und damit die Pumpen der „Maschinenfabrik Deutschland“. Jetzt war das wieder so. Im ganzen Dortmunder Norden gab es weder Strom noch Trinkwasser, und das sollte noch monatelang so bleiben.

Über einen Steg aus Tischen und ausgehängten Türen bogen wir in die Halsteinerstraße ein. Ich wohnte in Nr. 9. Die Erdgeschosfenster waren mit Brettern und Pappe vernagelt. Das war der Beweis, daß hier noch Menschen wohnten.

Nr. 12, auf der anderen Straßenseite hatte einen Volltreffer abgekriegt. Das benachbarte Eckhaus an der Brunnenstraße war gleich mit umgefallen. Hier hatte mein Freund „Lops“ gewohnt, der jetzt ziemlich ratlos aussah. Unser anderer Freund verabschiedete sich eilig. Er wollte schnellstens feststellen, ob seine Eltern das Inferno überlebt hatten.

Der Empfang in unserem Haus war triumphal. Meine Mutter war nicht da, aber Lops und ich wurden trotzdem an diverse Busen gedrückt. Wir erfuhren, daß Lops Angehörige in Eving untergekommen waren, einem Vorort' von Dortmund. Sonst war hier nicht viel passiert. Nur der Herr Bergmann aus Nr. 11 war tot. Ihn hatte ein Bombensplitter in den Hals getroffen.

Die alte Frau Broszinski brachte jedem ein großes Stück Pferdefleisch und eine hauchdünne Schnitte Brot. Das Pferd war zu Beginn des Luftangriffs an der Laterne vor dem Haus angebunden worden. Dort starb es dann folgerichtig für Führer, Volk und Vaterland - zu unserem Glück. So kriegten wir mal wieder ein Stück Reisch zwischen die Zähne. Als vorsichtiger Mensch war der Pferdebesitzer erst lange nach dem Angriff aus dem Keller gekommen.



Zerbombtes Dortmund

Bornstraße. An der Giebelseite standen zwei einsame Güterwagen. In einem lag ein Papiersack mit Roggenmehl. Um nicht ganz leer auszugehen, füllte ich den Ranzen mit dem grauen, klumpigen Pulver. Danach wollten wir den Rückzug antreten.

Ich war noch im Waggon, als mehrere Granaten in bedenklicher Nähe einschlugen. Gleichzeitig hörten wir MG-Feuer. Die Geschoßgarben zischten die Bornstraße entlang und versperrten uns den Fluchtweg. Ich sprang eilig aus dem Waggon. Gemeinsam mit meinen Freunden ging ich hinter einer niedrigen Begrenzungsmauer in Deckung. Das Mauerchen war höchstens 50 Zentimeter hoch, und wir preßten uns dicht an den Boden.

Immer, wenn wir einen Blick riskierten, sahen wir die Amerikaner. Sie hockten oder standen schiessend auf der Eisenbahnbrücke, die weiter nördlich die Bornstraße überspannte. Ich weiß nicht, wo er herkam, aber plötzlich war er da. Ein deutscher Landsner radelte an uns vorbei. Sein Gewehr hing ihm vorn; über der Brust. Hinten auf dem Gepäckträger war der Tornister festgeschnallt.

„Bestellt den Schlumpschützen dahinten, se soll'n bei Gelegenheit ma'schiessen lern'n!" Das rief er uns im Vorbeifahren zu.

Die Amerikaner schossen trotzdem weiter. Vielleicht hatten sie Spaß an der Knallerei.

Einer von uns hatte einen weißen Schal. Noch im Liegen begann er oberhalb der Mauer damit zu winken. Das Schießen wurde spärlicher. Er stand auf und wedelte heftig weiter. Das Schießen hörte jetzt ganz auf.

„Los, Mücke machen!" rief er. Wir sprangen auf und rannten über die Bornstraße - immer in Richtung unserer Wassereimer. Den mehlgefüllten Ranzen hielt ich an mich gepreßt. Dann hörten wir das Pfeifen, und eine Granate jaulte direkt auf uns zu. Wir warfen uns auf die Fahrbahn. Das nachfolgende Krachen war weit links von uns - noch hinter der Häuserreihe. Als wir uns wieder aufgerappelt hatten, war noch ein Viertelpfund Mehl im Ranzen. Dafür war aber die Bornstraße grauweiß gepudert.

### Wasserzapfstelle

Zehn Minuten später waren wir an der Wasserzapfstelle. „Habt ihr anständig Schore mitgebracht?" fragte der Ranzenbesitzer lustern. Er hatte inzwischen unsere Eimer gefüllt.

Ich gab ihm das gute Stück zurück. „Wenn de noch Fettigkeiten has', kannze dir'n schön'n Fannekuchen (Pfannekuchen) backen. Überfreß dich aber nich!"

Zu Hause meckerte meine Mutter: „Dich kann man auch nirgendwo hinschicken. Immer treibst du dich herum. Sogar, zum Wasserholen brauchst du den ganzen Vormittag."

Das hatte ich jetzt davon. Weil ich versucht hatte, unsere Ernährungslage zu verbessern, mußte ich noch Vorwürfe einstecken. Aber an Ungerechtigkeiten war ich inzwischen gewöhnt.

Nachmittags holten mich meine Freunde ab. Der Ari-Beschuß hatte aufgehört, und sie wollten in die Fischkolonie, um die Amerikaner

einmal aus der Nähe zu sehen. Die Fischkolonie lag hinter jener Eisenbahnbrücke, von der die Brüder so wild herumgeknallt hatten.

Wir waren fünf Jungen und ein Mädchen. Der Weg bis zur Brücke, verlief jetzt ohne Zwischenfälle. Unter der Brücke war ein Krater in die Fahrbahn gesprengt worden. Daneben, in den unbeschädigten Teilen des Kopfsteinpflasters, standen einzelne Steine höher als die anderen. „Vorsicht!" warnte der eine unserer Deserteure. „Unter die Kawenzmänner, wo höher stehn, könn'n Tretmin'n lieg'n."

Wir befolgten den militärischen Rat und stelzten wie die Störche im Saßat durch das gefährliche Gebiet. Zwei- bis dreihundert Meter weiter stand der erste Amerikaner. Mit dem führte ich dann eine höchst merkwürdige Unterhaltung. Ich erprobte mein längstvergessenes Schulenglisch an ihm, konnte jedoch nichts von dem sagen, was ich eigentlich wollten. Mir fielen die passenden Vokabejn nicht ein. Der Soldat gab auch Antwort, aber ich verstand kein Wort. Seine Aussprache hatte nichts mit dem gemein, was ich früher mal als Englisch gelernt hatte.

Der Mann war eigentlich ganz freundlich. Er duldete sogar, daß wir ihn anfaßten, um die Qualität seiner Uniform zu prüfend Erst als einer seine Kampfstiefel untersuchte, begann er unwillig zu schimpfen. Diese Amerikaner schienen doch etwas zimperlich zu sein.

Aus der anderen Richtung schlenderten zwei Russen herbei und starrten uns feindselig an. Als sie dann bei uns standen, wurden sie wieder

freundlich. Drei von uns, und einer davon war ich, hatten nämlich den gleichen Haarschnitt wie sie - Glatzen mit etwa zwei Zentimeter langen Stoppeln. Das entsprach einem politischen Leumundszeugnis und wirkte ungemein solidarisiert. Sie boten uns sogar Zigaretten an - natürlich amerikanische. Der Soldat schenkte unserem Mädchen einen Riegel Schokolade. Dann trennten wir uns in Freundschaft und schlugen den Heimweg ein.

Wir passierten die Brückenunterführung mit der gebotenen Vorsicht. Das war unser Glück. Links hinter der Brücke lag einer, der nicht so vorsichtig gewesen war - ein Franzose von ungefähr dreißig Jahren. Der Fuß, mit dem er die Mine gezündet hatte, war weg und der Unterschenkel bis zum Knie gespalten. An den auseinanderklaffenden Knochen klebten blutige Fleisch- und Textilfetzen. Am anderen Fuß fehlten Zehne und Ferse, Der Wadenmuskel war auch weggerissen.

Der Verletzte stand anscheinend unter Schock. Er rauchte eine Zigarette und machte einen seltsam gelassenen Eindruck. Neben ihm kniete ein jüngerer Franzose. Der war nicht gelassen, sondern verzweifelt. Lautweinend haderte er mit dem Schicksal seines Kameraden. Die deutsche Front, vertreten durch einen alten Volkssturmmann, war auch da. Der Mann wollte helfen, aber er wußte nicht wie. So stand er nur ratlos herum und hielt sich an seinem Gewehr fest.

Ich verständigte mich mit meinen Freunden und eilte zurück. Unter der Brücke war ich noch vorsichtiger, als vorher. Dann rannte ich zu dem amerikanischen Soldaten.

„A much hurted Frenchman behind the bridge", radebrecte ich unbeholfen. „Hurted by a mine." („Ein schwerverletzter Franzose hinter der Brücke,"... „Verletzt durch eine Mine.")

Mehr brauchte ich nicht zu erzählen. Der Soldat brüllte seinen rückwärtigen Kameraden irgendwas Unverständliches zu. Ich konstatierte noch einmal, daß es sich dabei nicht um Englisch handeln konnte. Offensichtlich vermochten sich die Amerikaner aber trotzdem miteinander verständigen.

Der Sanka (Sanitätskraftwagen) erreichte die Brücke zur gleichen Zeit wie ich. Durchfahren konnte er nicht. Ich lotste die zwei Sanitäter hinter die deutsche Front und ermahnte sie eindringlich zur Vorsicht. Sie nahmen mich sehr ernst.

Am Nachmittag des 12. April 1945 fand hier eine bemerkenswerte Rettungsaktion statt. Zwei amerikanische Sanitäter, ein deut-

scher Volkssturmmann und ein Edelweißpirat trugen einen verletzten Franzosen durch ein vermintes Straßenstück. Drei Edelweißpiraten schirmten die Retter ab. Sie achteten darauf, daß diese nicht auch noch auf eine Mine traten. Inzwischen bewachte ein unverletzter, jedoch völlig verzweifelter Franzose das Gewehr des Volkssturmmannes. Die Situation war absurd, aber irgendwie auch hoffnungsvoll.

Am nächsten Tag wurde Dortmund von amerikanischen Truppen besetzt und zwar kampfflos. Die meisten Bürger empfanden den Einmarsch als Erleichterung. Die Amerikaner machten sich gleich dadurch beliebt, daß sie vorhandene Vorratslager zur Plünderung freigaben. Das war schierer Wahnsinn. Bei dem Ansturm wurden rund neunzig Prozent der Güter vernichtet und einige Dutzend Menschen totgetrampelt.

Ich erbeutete an jenem 13. April etwa zweieinhalb Liter Likör und einen Rucksack voll Roggenmehl. Das Mehl war mit Sam und Mörtelstücken verunreinigt. Für meine Mutter und mich bildete dieses Plündergut mehrere Wochen lang die Existenzgrundlage.

In den folgenden Tagen wurde die Stadt mit Wandzeitungen tapeziert. An Häuser und Ruinenwänden klebten überall großflächige Plakate, von denen es zwei Kategorien gab.

Die erste Sorte begann jeweils mit dem Satz: „Auf Anordnung der Militärregierung ..." dann folgten die Texte der neuen Gesetze. Sie waren in Advokatendeutsch abgefaßt und wurden meistens nicht verstanden.

Die andere Sorte verstand allerdings jeder. Die Plakate zeigten Fotografien aus den KZ-Lägern. Man konnte Berge sehen, die aus skelettartigen Leichen bestanden. Obwohl den meisten Leuten Begriffe wie „KZ", „Konzertlager" oder „Im Moor" bekannt waren, hatten sie so etwas nicht erwartet, Der Schock war ungeheuerlich.

Noch schlimmer wurde es, als die Opfer der Massenmorde im Rombergpark und in der Bittermark gefunden wurden. Das war am 19. April, einem Donnerstag. Die Leichen waren mit Draht gefesselt und zeigten die Spuren entsetzlicher Folterungen. Die letzten Erschiessungen hatten noch am 12. April stattgefunden - einen Tag vor dem Einmarsch der Amerikaner.

Vernichtung, Massenmord, Hunger - wir hatten den absoluten Tiefpunkt erreicht. Und obwohl uns noch schlimme Notzeiten bevorstanden, konnte es nur noch besser werden. Aber das dauerte noch einige lange Hungerjahre.